

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 2

Artikel: Abendsonne
Autor: Bindschedler, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bauer aus der Provence.
Bleistiftstudie von Eugen Burnand.

Abendsonne.

Von J. Bindigschler.

Die Stadt hatte sich weit in die Ebene ausgedehnt; alles da unten war neu, Bahnhof, Kaserne, Fabriken und das ganze weite Netz gradliniger Straßen und Häuser, das immer neue Maschen bildete und sich schon über das eine und andere Dörflein ausspannte, das noch vor wenig Jahrzehnten weltabgeschieden da draußen gelegen. Am Hügel aber, wo das älteste Stadtviertel sich anlehnte, war alles unverändert geblieben, ein Gewirr von engen Gassen mit so hohen, schmalen Häusern, als ob schon in alter Zeit Grund und Boden sehr wertvoll gewesen wäre; dazwischen wieder weite, klosterartige Gebäude mit Gärten hinter den Mauern und stillen Höfen.

Der Fremde, der die Höhe des Hügels erstieg, um Rundschau zu halten, witterte da unten unter den steilen Giebeln allerlei seltsame Geschichten, die sich an das Entstehen und Verschwinden ganzer Geschlechter knüpften, und während sein Blick rasch und gleichgültig über die Ebene mit dem Häusermeer wegeistete, schaute er lange und nachdenklich auf die Altstadt zu seinen Füßen.

Um wie viel länger und nachdenklicher mußte nicht die Frau, die jetzt am Fenster eines der höchstgelegenen alten Häuser stand, heruntersehen auf die Dächer und Gassen, da sie ja ihr ganzes Leben in diesem Winkel der Stadt zugebracht hatte. Es ist ein stilles Gesicht, das da heraus sieht, ein Gesicht, in welches das Leid rechte Furchen eingegraben hat; aber auch etwas Freude muß da gewesen sein, denn die Augen schauten freundlich und der Mund lächelt ein wenig.

Ihr Blick geht weit über die alte und neue Stadt hinweg bis zu den fernen Höhen, hinter deren Tannwäldern jetzt die Abendsonne steht. Dort bleibt er eine Weile haften, bis durch die ganze Gestalt der Frau ein kleiner Ruck geht, ein Ruck der zurückgewonnenen Energie, die zur nächsten Pflicht ruft, zu dem großen Tische zurück, welcher den Hauptplatz in dem kleinen Zimmer einnimmt. Und das mit Recht; denn an ihm verdient Frau Anne Marie einen guten Teil ihres täglichen Brodes. Der Tisch ist mit Zeichnungen, Schablonen, feinen Tüchern und Streifen, Farbfläschchen und Pinseln bedeckt und beim Aufräumen, an das Frau Anna Marie jetzt sich macht, ergibt sich noch manche kleine Santerung mit

Schere und Nadel. Es war also wirklich noch nicht Zeit zum Ausruhen. Auch nach anderer Seite hin wurde ihre Aufmerksamkeit notwendig. Frau Anne Marie war nämlich gar nicht allein im Zimmer: Hinter dem Blumentische, von wo ein paar mal schon ein Geräusch gekommen, erhob sich jetzt ein etwa vierjähriges Mädchen mit dunkeln, kurz geschnittenem Haar und einem Gesichtchen, das gewiß hübsch gewesen wäre, hätte es nicht soeben eine sehr wunderliche Verunstaltung aufgewiesen. Die Kleine hielt in der Hand einen Pinsel, mit dem sie sich dunkelblaue Backen und eine ebensolche Nasenspitze angemalt und kam auf Frau Anne Marie zu mit jenem triumphierenden Lächeln, das Kinder gewöhnlich zeigen, wenn sie am wenigsten Grund dazu haben. Frau Anne Marie that nicht etwa einen Schrei des Entsetzens, sondern schlug nur fast lautlos die Hände zusammen, was die Kleine, wie auch den ernststen Blick der „Mutter“ sofort nachahmte. Dann aber versuchte das kleine Gretlein zu lachen, und nun war es Frau Anne Marie, welche ihm folgte und das zierliche Ding auf den Arm nahm, wobei sie sich zwang, das Kind nicht liebevoll an sich zu drücken in einem Augenblick, wo es doch eher Tadel verdiente.

Sie trug es vor den Spiegel und ließ es hineinschauen. Das Gretlein verzog das Gesicht: „Nicht schön! Bitte wegwaschen!“ bat es, und nun ergab sich die kleine Strafe ganz von selbst, indem „Mutter“ das Mädchen auf den Schemel setzte, wo es ruhig zu warten hatte, bis der Tisch abgeräumt und das Feuer in der Küche angezündet war.

Bei der Abendmilch war das Gretlein, dessen Gesicht durch Schwamm und Seife seine natürliche rötliche Farbe zurückgewonnen hatte, wieder guter Dinge und zwitscherte wie die Spagen draußen, die sich in dem großen Kastanienbaum noch auf- und niederjagten. Auch sonst drang der laute Frohsinn eines warmen Maiabends ins Gemach herein: Lustige Stimmen ertönten, Gesang von den Nachbarmädchen und eine Mundharmonika aus der Schar italienischer Arbeiter, die vorbeizogen. Aus allen Gärten stieg ein starker Blütenduft auf. Trotz dem Leben, das sich so breit machte, fand Frau Anne Marie die Stimmung zum Abendgebet. Sie nahm das Kind auf den Schoß; es war nach ihrer Meinung noch zu klein, um selbst zu beten; aber zuhören sollte es. Und das that es auch, und hielt sich ganz ruhig und ernst, als die Mutter mit halblauter, in sich gefehrter Stimme begann. Da aber Frau



Bauer aus der Provence.
Bleistiftstudie von Eugen Burnand.

Anne Marie, der heute des alten Claudius' Abendlied so vieles sagte, eine Strophe nach der andern anfang, wurde die kleine ungeduldig und suchte, der Sache ein Ende zu machen, indem sie schaute ihr Händchen auf der Betenden Mund legte und bat: „Bitte, bitte, aufhören, Mutter!“ Dies that das kleine Gretlein auf solch' anmutige Weise, daß Frau Anne Marie nun wieder nicht böse sein konnte, sondern aufstand, um die kleine Müde zu Bett zu bringen. Ihr Gebet konnte sie ja im Stillen noch beendigen; sie schloß es wie jeden Abend mit dem Wunsche: „Gott erhalte mir mein Glück!“ Ihr Glück aber war ihr friedliches Herz und das kleine Gretlein.

Als die letzten kleinen Hausgeschäfte beendet waren, setzte sich Frau Anne Marie nun mit gutem Gewissen ans offene Fenster zu ihrem Feierabend. Und jetzt durften auch die Gedanken gehen, wie sie wollten. Sie gingen wie so oft zu dieser Stunde zurück in die Vergangenheit. Das war kein Wunder. Anne Marie konnte, ohne den Kopf zu drehen, hinübersehen zu den Bäumen des Gärtleins, wo sie als junge Frau ihre Blumen und Kräuter gepflanzt und in der Laube genächt hatte. Und dort die Gasse hinunter war das Fenster, an welchem sie als kleines Kind gestanden. Als kleines Kind! Sie sah unwillkürlich zurück zum Nebenzimmer, wo das Gretlein schlief. War sie wohl auch so lustig gewesen, wie das kleine Ding? So weit sie zurück denken konnte, nicht. „Das war, weil mir die Geschwister fehlten“, hatte sie früher gemeint. Aber das Gretlein war auch allein und bereitete sich dort den Tag über hundert kleine Fröhlichkeiten; sie hatte Freundschaft mit jeder Blume, die im Zimmer aufblühte und hielt Zwiesgespräche mit jeder Fliege am Fußboden. Nein, die kleine Anne Marie war anders gewesen, ein ernstes Kind, das zwischen Vater und Magd ein stilles Leben führte. Um das kleine Mädchen etwas aufzuheitern, versprach ihm die alte Kuni hie und da: „Anne Mariechen, jetzt darfst du ja bald zur Schule; da wirst du viel lustige Kinder sehen!“ Als aber die kleine wirklich in den Schulbänken saß, vor sich den eignen Vater als Lehrer, da hielt sie sich erst recht still und ängstlich. Bei jedem lauten Wort des Vaters fuhr sie zusammen und verwunderte sich über die feste Fröhlichkeit der Andern.

„Du, dein Vater ist schon ganz grau, der ist wohl furchtbar alt?“ fragte einst ein Mädchen, als die kleine Schaar plaudernd im Hofe stand.

„Achtundvierzig Jahre,“ sagte Anne Marie schüchtern, aber froh, etwas zu wissen; sie hatte den Vater gestern so sagen hören.

„Achtundvierzig?“ meinte eine große Blonde. „Dann brauchte er noch nicht so grau zu sein und so schrecklich ernsthaft! Mein Vater ist auch achtundvierzig und hat ganz braunes Haar und ist so lustig! Den ganzen Tag pfeift er; Mutter sagt oft, es werde ihr zu viel, und manchmal spielt er auf der Zither. Und Deine Mutter?“ wendete sie sich noch einmal an Anne Marie.

„Ich habe keine Mutter,“ sagte diese. „O jeh! dann ist sie also gestorben,“ erklärte ein anderes Mädchen. „Dann muß ihr Bild irgendwo in euerem Zimmer hängen. Meine Mutter ist auch todt, und wir haben sie dreimal in unserm Zimmer, einmal groß überm Sopha. Und dann hat der Vater noch ein Armband von ihren Haaren machen lassen; das darf ich tragen, wenn ich groß bin, zum Andenken, sagt der Vater.“

Damit ließen die Mädchen Anne Marie stehen. Sie war froh darüber und besann sich auf die Mutter, „die irgendwo im Zimmer hängen mußte“. Aber Anne Marie kannte alle Bilder: Ueber Vaters Schreibtisch waren drei oder vier alte Herren zu sehen, neben dem Fenster ein großer gekrenzigter Heiland und über der Kommode zwei Bilder, die Anne Marie am besten gefielen: Schön gekleidete Kinder, die einem armen Manne etwas schenken, und auf dem andern lockige Knaben mit einem großen Hunde. Anne Marie hätte gerne vom Vater gehört, wo das Bild ihrer Mutter sei, aber ihr Mut reichte bloß bis zu einer Bitte an die Magd.

„Ja, Anne Mariechen, das weiß ich nicht, du mußt den Vater selber fragen, — oder nein! geh du lieber einmal zu Nanette. Die hat deine Mutter gekannt; sie waren, glaub' ich, vom selben Ort.“

Nanette war eine geschickte Näherin, bei welcher die Mädchen und Frauen des Stadtviertels alle Kleider, sogar ihren Brautstaat machen ließen. Man sah die Fleißige oft

unter Wolken von weißem Mull vergraben, aus welchem ihr kleines Gesicht mit den künstlich gedrehten dunkeln Locken, den roten Backen und den blauen Augen völlig bunt herauschaute. Sie war dann ganz Stimmung und ganz Schillers Glocke, und wenn sie plötzlich den eiligen Auftrag eines Trauerkleides bekam, so packte sie sich ebenso rasch an mit einer andern Stelle desselben Gedichtes: „Ach die Gattin ist's, die teure, ach, es ist die treue Mutter . . .“ citierte sie dann mit tiefer Stimme und wirklichem Gefühl.

Dabei hatte Nanette das heiterste Gemüt von der Welt. Klein und Groß trat gerne bei ihr ein, so auch Anne Marie, und ihr Stimmchen klang ganz zuversichtlich, als sie das nächste Mal fragte: „Du, Nanette, hast Du vielleicht ein Bild von meiner Mutter?“

Nanette war im Begriff, bunte Borten in kühnen Bogenlinien auf ein Wollkleid zu nähen. Sie hielt inne, sah das Kind an und sagte gar nichts, was sie selten that. Dann ging sie zu ihrer Schublade, wo sie lange kramte und dem wartenden Kinde endlich ein kleines Bild aus der Zeit der Daquerotomie in die Hand gab. Anne Marie sah es lange an; es wurde ihr schwer, dasselbe in Leben und Farbe zu überlegen; aber es war ihr doch wichtig, nun auch einmal ein Bild von der Mutter zu haben, wie die andern Kinder.

„Darf ich das mit in unsere Stube nehmen?“ fragte sie schließlich.

„O, du meine Güte, nein, mein Kind! Das geht nicht,“ sagte Nanette und schüttelte ihre langen Locken. Rasch nahm sie dem Kinde das Bild weg, und als ob sie etwas Unrechtes begangen, das nun wieder gut zu machen sei, wies sie der Kleinen ein recht harmloses Spiel zu: „Da, Anne Mariechen, lies mir die Knöpfe auseinander, die goldigen in die Schachtel, die braunen auf den Tisch!“

Das Kind mußte dann aber doch zu Hause von dem Bilde gesprochen haben. Denn als Engelbrecht, Anne Marias Vater, einmal Nanette begegnete, die mit großen Rosen auf dem Hut zierlich und behend einherschritt, da räusperte sich der Lehrer, zog den Hut und brachte durch diese Vorbereitungen die Näherin zum Stillstehen.

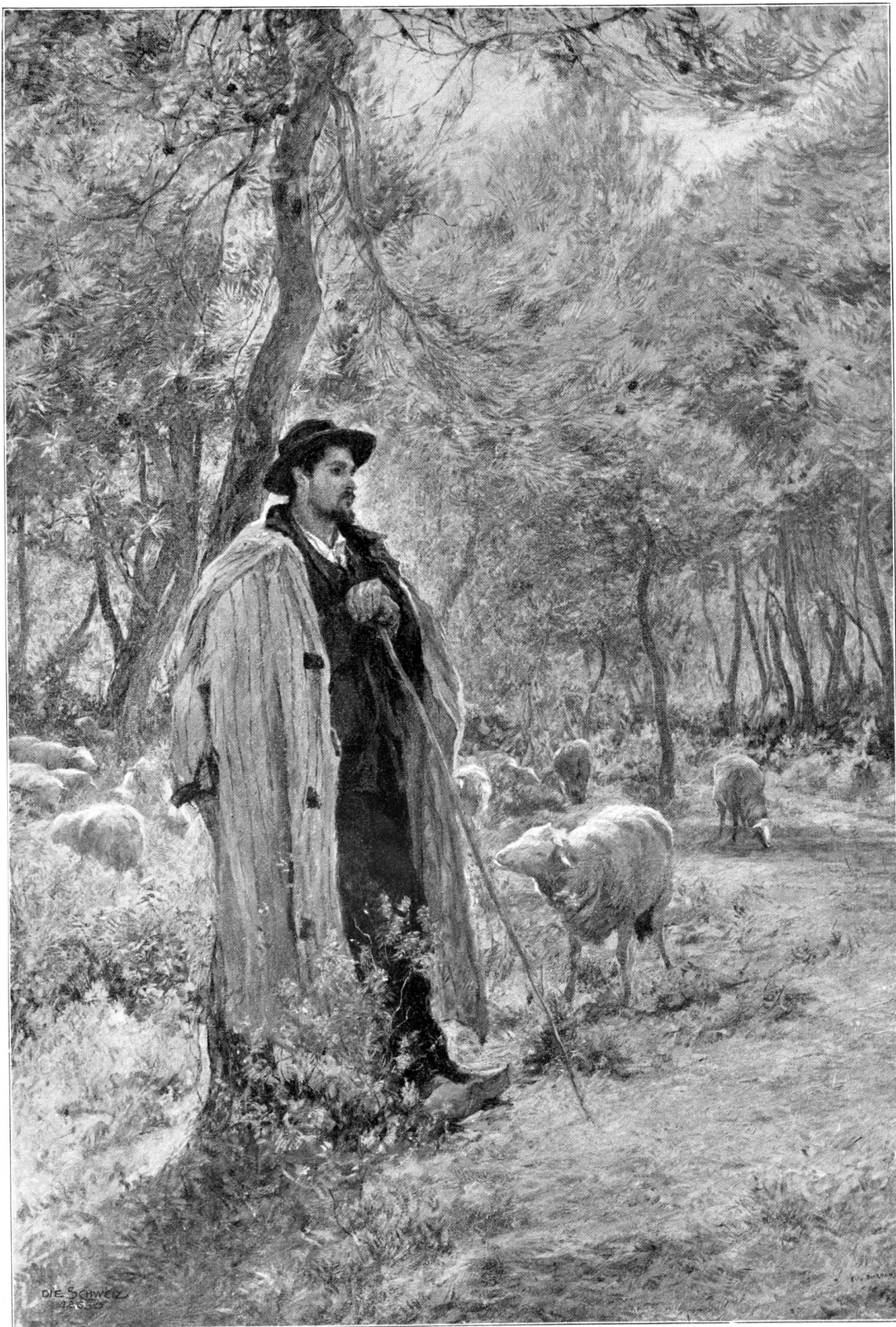
„Jungfer Nanette,“ begann er langsam und gemessen, „ich wollte Sie höflichst und dringendst bitten, meiner kleinen Tochter, Anne Marie, gegenüber doch ja recht vorsichtig zu sein in Ihren Aeußerungen, und lieber jebe zu unterlassen, die sich auf die unglückliche Mutter des Kindes beziehen sollte. Im Uebrigen habe ich nichts dagegen, wenn die Kleine zu etwelcher Erheiterung hie und da ein Stündchen bei Ihnen verbringt.“

Niemand verneigte er sich steif und ging mit großen Schritten weiter, und die ärgerliche Nanette konnte ihm nicht mehr als ein: „Soll alles nach Wunsch geschehen, Verehrtester!“ nachrufen.

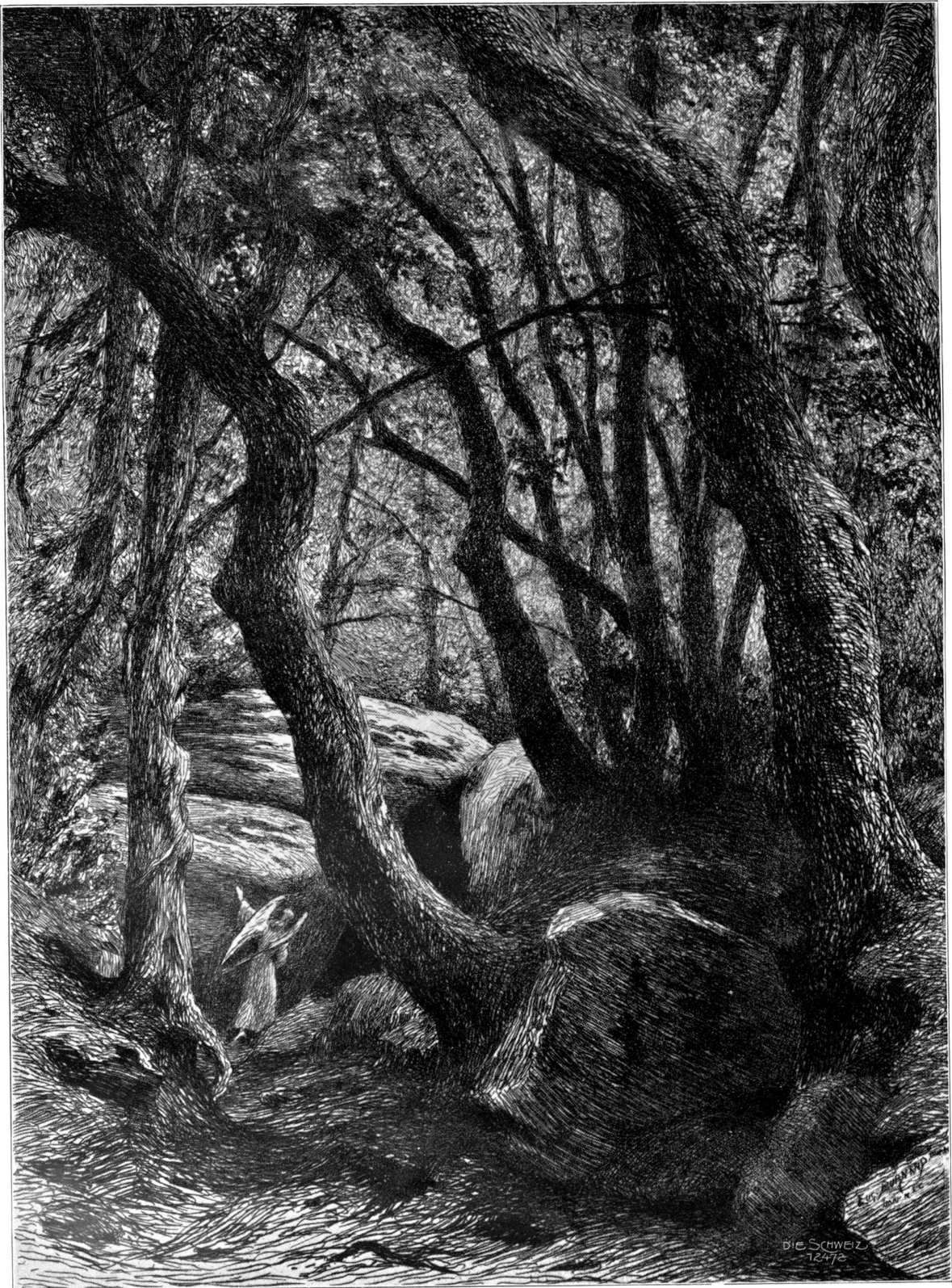
„Der!“ machte sie und hob drohend ihr hellgrünes Sonnenschirmchen nach ihm.

„Im Uebrigen hat er nichts dagegen einzuwenden! Im Uebrigen dürften Sie mir danken, mein Bester! — Aber um Dank thu ich's ja nicht, sondern weil ich den kleinen Blondkopf gerne mag, und weil er mich an seine Mutter erinnert. Und von dieser will ich also nicht sprechen zu dem Kind; das wird der Herr Magister selber einmal thun müssen, wenn es größer ist. Wir aber, mein sehr geehrter Herr,“ und damit erhielt der am Ende des Gäßchens Verwindende nun schon den dritten Knix, „wir haben noch andere Mittel der Unterhaltung! Es ist nicht, daß wir so bald verlegen wären, wenn wir schon kein gelehrter Herr sind. O, du meine Güte! Wir kennen unsern Schiller und unsern Uhland, mein Bester, wir nehmen es mit jedem Schulmeister auf!“

Was Nanette versprach, das hielt sie. Die hie und da wiederkehrenden Fragen des Kindes nach seiner Mutter wußte sie geschickt zu überhören und beschäftigte die junge Phantasie in anderer, und wie sie angedeutet, ganz klassischer Weise. — Während die Nadel rastlos durch die verschiedenen Stoffe der Trauer, der Freude und der Alltäglichkeit fuhr, bekam die kleine Anne Marie eine Ballade nach der andern zu hören. Das Kind lernte sie alle kennen und die einzelnen besonders lieben, und wenn es bat: „O, du Nanette: Was steht der nord'schen Fächerfahne . . . oder das vom Tyrannen! oder, wenn es Dir zu lang ist, das von dem Löwen und dem Fräulein Kunitz!“ dann glänzten die stillen Augen. Würde jemand versucht haben, dadurch die beiden in ihrer Unterhal-



Schafhirte aus der Provence.
Nach dem Gemälde von Eugen Burnand, Moudon.



Waldeinsamkeit.

Nach einer Radierung von Eugen Burnand.

Aus: „Mireille“, von F. Mistral.

(Mit freundlicher Genehmigung der Firma Hachette & Cie. in Paris.)

tung zu stören, daß er gesagt hätte: „Aber liebe Nanette, das Kind versteht ja das alles gar nicht!“ so hätte diese unerschrocken geantwortet: „Mein Vetter (oder meine Beste), darum handelt es sich auch wenig. Ich verstehe selber nicht alles; um so mehr und um so Schöneres kann ich mir dabei denken, und Anne Marie auch!“

Oft, bevor das Kind Nanette verließ, hat es, daß diese die Schublade öffne und ihr die Mutter zeige. „Das hat er mir nicht untersagt,“ entschuldigte Nanette sich selbst; aber wohl war ihr nicht bei der Sache.

„Schnell, mein Kind, gib, daß ich's wieder aufräume,“ sagte sie jedesmal, und diese scheue Gile gab dem Augenblick einen besondern Reiz.

Anne Marie entwuchs den Kinderstuben und der Schule des Vaters, der ihr nur noch zu Hause Zeichenunterricht gab. Es waren das die Stunden, wo er etwas mittheilender wurde, besonders, wenn er in seiner Tochter dasselbe kleine Talent entdeckte, das er in sich fühlte und das er früher gerne ausgebildet hätte.

„Der liebe Gott hat es anders gewollt,“ sagte er einmal, als Anne Marie eifrig am Schatten einer Tulpe arbeitete. „Wir sind nicht auf der Welt, um unser Glück zu suchen und zu finden, sondern unser eigenwilliges sündhaftes Selbst zu brechen und zu verleugnen. Durch Trübsal führt der Herr zum Frieden; ich mußte es erfahren.“

Das nun fünfzehnjährige Mädchen hatte eine dunkle Ahnung, daß die letzten Worte in irgend einer Beziehung zu seiner Mutter stehen könnten; aber wieder fand es den Mut nicht, zu fragen.

Anne Marie besuchte den Konfirmationsunterricht, und ihr junges Herz ging auf für alles Gute und Reine und auch für die erste unschuldige Schwärmerei, deren Gegenstand der Geistliche selbst war. Dieser nahm es ernst mit seiner Sache und am Ende jeder Stunde bekam er so heiße Wangen und so glänzende Augen wie die Mädchen selbst. Er sprach viel vom Thor des Lebens, das sich ihnen nun aufthun werde, von den Verlockungen der Welt und den gleichenden Gestalten der Sünde. „Ihr werdet vor dem breiten Weg stehen, der durch blumige Auen führt, wo alle Vögel singen und süße Düfte wehen; den schmalen steinigen Weg daneben werdet Ihr kaum sehen und vor ihm zurückschrecken, wenn Ihr ihn seht. Und doch ist er der einzige, der zum Heil führt und zum ewigen Leben.“

Anne Marie hatte das gläubig aufgenommen; aber wenn sie, da nun Schule und Konfirmation hinter ihr lagen, so zu Hause beim Vater saß oder mit der altwerdenden Kuni die Hausgeschäfte besorgte, dann dachte sie oft über den Weg nach, der sich nun verführerisch vor ihr aufthun sollte. Sie hätte ihn gerne gesehen, um ihre Kraft zu erproben; aber wo war er? und wo war der andere? — „Du mußt glauben, Du mußt wagen; denn die Götter leih'n kein Pfand, nur ein Wunder kann Dich tragen in das schöne Wunderland!“ deklamirte Nanette, die unterdessen auch älter, aber keineswegs kühler geworden. Diese und ähnliche Verse waren ganz dazu angethan, Anne Marie noch mehr zu verwirren. Was war das mit diesem Wunderland? Führt dahin der breite Weg, vor dem der Herr Pfarrer gewarnt hatte, oder der schmale, steinige? Oder gab es noch etwas geheimnisvolles Drittes? — Anne Maries Herz klopfte vor Erwartung, was das Leben, das offenbar so reich an gefährlichen und wunderbaren Dingen war, ihr bringen werde.

Aber es vergingen mehrere Jahre und alles blieb beim alten, das Anne Marie nur deswegen nicht öde und untraglich erschien, weil sie noch ihre ganze jugendliche Spannkraft besaß.

Als sie neunzehn Jahre alt geworden war, brachte die zunehmende Kränklichkeit des Vaters im Leben der beiden eine Aenderung; aber auch diese schien Anne Marie vorerst noch nicht vor das Thor des Lebens zu führen. Sie hatte nur mehr zu thun, beständig um den Kranken zu sein und seinen Trübsinn zu ertragen. Engelbrecht brauchte nun einen Schulverweiser oder vielmehr zwei, da es sich fügte, daß keiner die Arbeit ganz übernehmen konnte. Die beiden Lehrer beschränkten sich Anne Marie gegenüber in der ersten Zeit auf einen höflichen Gruß und verschwanden dann im Nebenzimmer, wo sie sich ans Krankenbett setzten und ziemlich geduldig auf die hundert Räte und Anweisungen hörten, welche ihnen der ängstliche alte Mann gab.

Es ließ sich freilich annehmen, daß sie die ausführlichen Weisungen jeder nach seiner Eigenart befolgten. Wenigstens erlebten sie immer ganz verschiedene Dinge in der Schule, und es war bald zu merken, daß sie eigentlich nichts gemein hatten als die schwarzen, etwas glänzenden Röcke.

„Deut ist mir etwas Komisches begegnet,“ begann Herr Lenhart sehr häufig mit einem lustigen Lachen, und ebenso oft zog Herr Bäumlein — der mit den langen Haaren, wie Kuni ihn zum Unterschied nannte — die Augenbrauen in die Höhe: „Diesen Morgen hab ich eine schlimme Entdeckung gemacht!“ Herr Bäumlein witterte überall Sünden und Bosheiten, und unter Furcht und Zittern lernten seine Schüler den Weg des Guten und der Weisheit gehen. Trat dann Herr Lenhart in der erlösten Klasse auf, so hatte er einen schweren Stand; nur daß er ihn nicht schwer nahm, sondern mit Geiterkeit und Milde zu seinem Ziele zu kommen suchte. Dem alten Engelbrecht aber, dem die Welt mehr denn je als eine Stätte der Prüfung vorkam, sagte Bäumleins Methode mehr zu, wie überhaupt sein ganzes Wesen.

So kam es allmählig, daß Lenhart, wenn des Kranken ganze Aufmerksamkeit auf den Kollegen Bäumlein fiel, sich etwa zu Anne Marie setzte und mit seinen fröhlichen Augen in die stillen grauen des jungen Mädchens sah, als wollte er fragen: „Was ist denn eigentlich da drinnen verborgen? Am Ende doch mehr Jugendmuth als man glaubt?“

Wenn er ihr nun eines Tages Göthes Faust zum Lesen brachte, so war das allerdings weniger, um das junge Mädchen zu erheitern, als weil er selbst gerade das Büchlein las und in der Tasche trug, und weil er das Mädchen in den Kreis seiner Ideen und Schwärmereien hineinziehen wünschte, wie es ja junge Leute gerne thun beim Beginn auch der leisesten Freundschaft.

Bäumlein, der in wachsamem Kampfe gegen das Böse stand, bereitete noch zur rechten Zeit diesen Versuch. Er las dem alten Engelbrecht, der sich des Werkes nur mehr dunkel erinnerte, ein paar „bezeichnende“ Stellen vor und fragte ihn darauf mit starkem Stirnfalten, ob er diesen Faust, „diesen Göthe überhaupt“ — der Name klang in seinem Mund wie eine Beschuldigung — einer christlichen Jungfrau zu geben sich getraue, was der entsetzte Vater natürlich verneinte.

Die Freundschaft zwischen Lenhart und Anne Marie nahm denn auch ein Ende, noch bevor sie recht begonnen. Der junge Mann erhielt aus einem Knabeninstitut in England eine sehr gute Stelle angeboten, und der Kollege Bäumlein ermunterte ihn, so viel er vermochte, sie anzunehmen. Er sprach auch mit dem frankten Engelbrecht darüber, wie nötig es sei, daß der junge Freund in das raue Leben hinaustrete und dort gesüßt werde; er habe die besten Anlagen, aber dabei etwas Unreifes, Phantastisches in seinem Wesen.

Bald war denn auch Lenhart entschlossen und reisefertig. Es lockte ihn gewaltig, die Welt zu sehen, das fremde Leben, und da drüben seine junge Kraft zu messen. Das Fräulein, das fast unmerkbar ihn zu halten versucht, war wohl noch zu schwach gewesen. Oder hatte er Entscheidung gesucht an jenem Nachmittag, da er ins Zimmer getreten war, wo Anne Marie mit dem Vater saß, der sofort von der neuen Stelle und der Reise begonnen hatte? Lenhart schaute dem Mädchen mit einem langen Blick in die Augen. War das eine Frage gewesen? Hatte sich da für Anne Marie das Thor zu dem Wunderland geöffnet? — Weit thut es sich ja nie auf und nie für lange, und wenn wir nicht sofort verstehen und zusehnd darauf hingehen, so schließt es sich wieder, rasch und leise.

Anne Marie hatte nicht verstanden. Nicht, daß es ihr an Klugheit oder Wärme des Gefühls gefehlt hätte. Aber es war alles noch so unberührt und ungeweckt in ihrer Seele, und die Frage war eben so schüchtern gewesen, wie das Herz, an das sie gestellt wurde. Sehr junge und unschuldige Leute werden nicht immer so rasch von „der Liebe Götterstrahl“ getroffen und entzündet, als man zu denken geneigt ist.

Lenhart war abgereist, und nun setzte Bäumlein da ein, wo der Kollege abgebrochen. Er war bedeutend älter, energischer und besaß eine große Sicherheit, sich selber und den Dingen gegenüber, in denen er nicht die tausend Abstufungen, Beziehungen und Geheimnisse sah, die einen Andern etwa unschlüssig machen können. Anne Marie gefiel ihm, ja er fing an, sie zu lieben, so was er lieben nannte. Er sah in ihr eine lenkame, fleißige und ehrenhafte Gefährtin; den Vater hatte er längst gewonnen.

Und das Mädchen? Eine Saite war nun doch angeregt worden in Anne Marie; denn nach Lenharts Abreise fühlte sie manchmal eine Lede, über die sie sich freilich nicht Rechenschaft geben konnte. Sie fing an, sich nach etwas zu sehnen, und freute sich, wenn Bäumlein die Gasse heraufkam, jetzt manchmal mit einem kleinen Blumenstrauß; denn sie wußte, er kam zu ihr, zu dem unbedeutenden Mädchen, er, der so angesehen, so tüchtig war und die Stelle des Vaters nun ganz und endgiltig erworben hatte.

Einmal im Zwielicht, als sie durch die halbgeschlossene Thür in Vaters Zimmer treten wollte, sah sie Bäumlein am Bette des Kranken. Die beiden Männer waren in erstem Gespräch und hörten das Mädchen nicht, das mit angehaltenem Atem stand. Da drinnen war offenbar von ihrer Mutter die Rede.

„Das hat all die Zeit mir auf dem Herzen gelegen wie ein Stein, Bäumlein,“ sagte der Vater. „Und meine Freude über Ihr Vorhaben ist dadurch in schmerzlicher Weise gedämpft worden. Nun wissen Sie alles; eine öffentliche Schande war es nicht. Der alte Herr Defan hat mir in jenen schweren Tagen geholfen, und durch sein gütiges und besonnenes Einschreiten ist auch das leiseste Gerücht vermieden worden: Anne Marias Mutter ist gestorben, als sie auf Besuch bei Verwandten weilte. So wird Ihnen jeder erzählen, der sich meiner Frau noch erinnert; es werden übrigens nicht viele sein; denn sie lebte ja bloß drei Jahre hier. Dem Kinde gegenüber habe ich immer geschwiegen. Die Näherin Nanette allein hat Kenntnis vom wahren Sachverhalt und ist in diesem Punkte verschwiegen und zuverlässig, wenn auch in vielen andern eine thörichte Phantastin. — Nehmen Sie also, lieber und hochgeschätzter Bäumlein, das Kind in Ihre Hut; wachen Sie über dasselbe; denn obgleich ich es in Zucht und Sitte gehalten, und es eine gute, stille Art hat, ist es doch Blut von ihrem Blut.“ Engelbrecht seufzte. „Und nun gehen Sie hin und beehren und beglücken Sie das Kind mit Ihrem Antrage!“

Bäumlein verabschiedete sich, ging aber nicht sofort hin, um das Kind „zu beglücken und zu beehren“. Und das war gut, wenigstens für ihn; denn Anne Marie war, ohne die letzten Worte des Vaters zu hören, in ihr Kämmerchen geflüchtet, zitternd an allen Gliedern, und hatte im Augenblick keinen Sinn für einen Heiratsantrag, so erbaulich Bäumlein ihn auch gefaßt hätte.

Was war das mit ihrer Mutter? Was für ein dunkles Geheimnis, das des Vaters Leben getrübt und ihre eigne Jugend zu einer so stillen gemacht hatte? Eine „öffentliche“ Schande war es nach Vaters Ausdruck nicht; aber doch eine Schande! Das weltschmerzliche junge Mädchen konnte sich keinen oder nur einen sehr verworrenen Begriff machen von der „Schande“ der Mutter. Nanette, die Aufklärung hätte geben können, würde nicht sprechen, das wußte Anne Marie.

Die Erregung, der weder die Außenwelt noch die Phantasie des jungen Mädchens selbst irgendwelche Nahrung zuführte, ließ allerdings nach einigen Tagen nach. Aber ein Gefühl der Verlassenheit, der Unsicherheit blieb Anne Marie, auch wenn sie neben dem Vater saß, den das Geheimnis von ihr trennte. So sehnte sie sich nun fast nach Bäumlein, als nach dem Menschen, der allem nach, was der Vater von ihm sagte und was er selbst durch seine Artigkeit und Aufmerksamkeit ihr verhielt, endlich etwas Glück in ihr Leben bringen konnte.

Ganz da war es noch nicht, das Glück, an dem Abend, als Herr Bäumlein im Sonntagsstaate nach zu erwartender längerer Abwesenheit und einem leisen Ja des Mädchens dieses feierlich auf die Stirne küßte und zum Vater führte. Dieser weinte in seiner Schwäche wie ein Kind und nannte diesen Tag den ersten glücklichen seit siebzehn Jahren. — Ganz da war das Glück noch nicht; aber es mußte nun kommen; Anne Marie war ja Braut!

Um dies derjenigen mitzuteilen, die sicher das beste Verständnis dafür hatte, lief sie am andern Morgen zu Nanette. „Meine kleine Anne Marie eine Braut!“ rief diese aufs höchste und angenehmste angeregt und betrachtete neidlos und entzückt die Verlegene. Den „Auserwählten“ kannte sie kaum, hatte also jedenfalls nichts an ihm auszusetzen, und in ihren Augen war jeder Mann als Bräutigam interessant und ansprechend.

„Ich kenne das, Anne Marie; du weißt ja, oder vielmehr du wußtest bis jetzt nicht, daß ich zweimal ganz und einmal

nahezu verlobt war. Jetzt allerdings“, Nanette strich mit einer ausdrucksvollen Geberde die dunkeln Locken zurück, „jetzt fühle ich ganz wie Schillers Mädchen im Eichwald und sage mit ihm: Du Heilige, rufe dein Kind zurück, ich habe genossen das irdische Glück, ich habe gelebt und geliebt!“ — Du aber, Anne Mariechen, du stehst nun am Eingang in die Welt. — Nanette lebte in diesem Augenblick vollständig und mehr als je in Schiller. „Wie ist dir denn zu Mut?“ gelt, ganz wunderbar, eng und weit zugleich!“ Und da Anne Marie nicht sagen konnte, wie es ihr zu Mut war, fuhr Nanette fort. Denn hier war sie in ihrem Element; hier konnte sich so leicht keiner mit ihr messen. Sie kannte jede Art der Liebe, die verschmähte wie die erhörte, die unglückliche ebenso wohl wie die glückliche.

Anne Marie ging in der Zeit ihres Brautstandes oft zu Nanette. Es that ihr wohl, dort zu hören, wie glücklich sie sei. Denn wenn sie mit ihrem Bräutigam zusammen war, an seinem Arm zu einem Abendspaziergang, in ein Ausstattungs-geschäft oder Sonntags in ein Orgelkonzert ging, so war ihr oft noch fremd und bänglich zu Mut. Sie hätte gewünscht, ganz in das Herz ihres Verlobten hineinzusehen und ihn in das ihre blicken zu lassen; doch sie wußte nicht, wie das anzufangen war. Wenn sie dann aber sah, wie die Nachbarn ihnen respektvoll nachsahen oder freundlich und bedeutsam zunickten: „Aha, das junge Bräutchen!“ dann wurde sie wieder hoffnungsfroh. Hinter diesem Lächeln mußte doch etwas sein! Was die Braut vermisse, das sollte die junge Frau gewiß finden.

Und nun war Anne Marie ^{* *} Braut geworden. Vier Monate nach dem Tode des Vaters hatte die stille Hochzeit stattgefunden, und zum großen Leidwesen von Nanette hatte es nur ein schwarzes Kleid sein dürfen; aber jeden Stich hatte die gute Seele selbst gemacht und tausend gute Wünsche und schöne Verse hineingenäht.

Die junge Frau saß an ihrem Fenster und nähte an einem winzigen Kittelchen. Bis vor kurzem hatte sie sich in der neuen hellen Stube, in der sie doch nun seit mehr als einem Jahre wohnte, oft wie fremd umgesehen, und wie fremd auch in dem neuen Leben, das ihr noch immer nicht bringen wollte, was sie erwartet hatte.

Ein Herz und eine Seele, wie der Geistliche bei der Trauung gesagt, war sie mit ihrem Manne bis jetzt nicht geworden. Noch fühlte sie Bäumlein gegenüber dieselbe scheue Achtung, die sich ja nun längst in eine rückhaltlose Liebe hätte wandeln sollen. Und wenn ihr Mann von der Schule heimkam und mit Seufzen und Stirnrünzeln die Hefte auf den Schreibtisch legte, dann wagte sie kaum, ihn freundlich leise zu begrüßen, statt nach Nanettes Rezept ihm mit offenen Armen entgegenzuströmen und ihm die Furchen von der Stirn zu küssen.

Er vermisse übrigens solch stürmischen Empfang nicht; ihm genügte vollkommen ihr lautloses Walten, das ihn nicht störte bei der Arbeit, die er, ein geborener Schaffter, bis in die Nacht ausdehnte, ohne zu achten, daß seine junge Frau ihn oft über ihr Buch oder ihre Arbeit hinweg wie stehend ansah.

Nun aber sollte alles anders und gut werden! Das kleine Kind, das sie so freudig erwartete, vermochte wohl allein ihr ganzes Herz auszufüllen, und dann mußte es zum Band zwischen den Gatten werden. Bäumlein sah seine Frau schon jetzt ganz stolz an in Gedanken an die neue Würde, zu der sie ihn verhalf.

Das Kindlein kam, ein gesunder Bub, verkündeten sie ihr, die das kleine Wesen entzückt in die Arme schloß. Sie hatte es ein paar Tage neben sich in dem kleinen Bettchen liegen und sah wortlos vor Glück zu ihm hinüber, während Bäumleins Mutter, die zur Aushilfe gekommen war, im Zimmer hin und her ging mit jener geschäftigen Wichtigkeit der Pflegerinnen einer Wochenstube, die sich hier bald in eine Krankenstube verwandelte. Anne Marie verfiel in ein böses Fieber; schwach und teilnahmslos, ganz in den Banden ihrer Schmerzen, lag sie da. Das Kindlein hatte die alte Frau in ihr Zimmer genommen, und statt der resoluten Schwiegermutter beugte sich jetzt eine Krankenschwester über Anne Marias Bett, und manchmal Bäumlein mit dem trübselig unbefohlenen Ausdruck der Männer, die noch nichts von Krankheit erlebt haben.

Nach langen Wochen erklärte der Arzt die junge Frau für gerettet, und sie saß als Genesende am offenen Fenster, ließ die Sonnenstrahlen auf ihre matte magere Hand fallen und konnte sich kaum vorstellen, daß diese je wieder kräftig genug würde, das Kind zu halten und zu pflegen. Als dann auch



Landsknechte im Broysthal.

Nach dem Gemälde von Eugen Burnand.

diese Zeit kam, kränkelte der Kleine etwas, und der Arzt, der sehr besorgt um Anne Marie war, sah darin einen Fingerzeig und schickte die Großmutter zu deren großer Freude mit dem Kinde aufs Land in ihre Heimat. Stolz spazierte die alte Frau durch die Dorfstraße mit dem hübschen Enkelchen, das von den Gevatterinnen seiner etwas zarten Gesichtsfarbe wegen nur noch um so mehr als rechtes „Herrenkind“ bewundert wurde.

Im Herbst kehrten die Beiden zurück. Die Großmutter hatte sich kurzweg entschlossen, bis auf weiteres zu den jungen Leuten zu ziehen. Sie gab alle möglichen guten Gründe dafür an; der wirkliche war, daß sie schon jetzt nicht mehr ohne den kleinen Buben leben konnte.

Es wurde ihr eine geräumige Stube eingerichtet, in welche sie am Abend, als ob sich's von selbst verstünde, des Kindes Bettchen stellte.



Portrait des provençalischen Dichters Mistral.
Nach einer Radierung von G. Burnand.

„Meinst du nicht, ich dürfe das Kind zu uns hinübernehmen?“ fragte Anne Marie ihren Mann. „Es wäre ja auch meine Pflicht“ — mein Recht, fiel ihr nicht ein zu jagen — „und meine ganze Freude.“

Bäumlein, der sich der Ankunft der Mutter freute — die Beiden hatten sich immer gut verstanden —, meinte: „Gewiß, später können wir's ja versuchen; jetzt ist der Kleine noch so ganz an die Großmutter gewöhnt.“

„Je kleiner das Kind ist, desto weniger wird es die Aenderung fühlen,“ wendete Anne Marie noch ein.

„Aber die alte Frau würde das Kind entbehren. Wir sind ihr doch nun einige Rücksicht schuldig. Laß es ihr vorläufig; du kannst es ja den ganzen Tag haben!“

Das klang so vernünftig und natürlich, und Anne Marie hatte nichts mehr zu erwidern. Was sie fühlte und fürchtete, als sie den kleinen Buben drüben im Bettchen liegen sah, ahnte niemand. Und da nun alle gesund und fast alle zufrieden waren, so konnte das glücklichste Familienleben beginnen.

Auf die Jahre, die folgten, blickte Anne Marie später mit einer Art Grauen zurück. War es nicht wie ein dumpfer Traum gewesen, in welchem sie vergebens um das Erwachen gerungen? Wie ein Wandeln im Nebel, während sie doch ahnte, daß es irgendwo eine Sonne gebe?

Und dabei das beängstigende Gefühl, daß dieser dumpfe

Traum von den Leuten Glück genannt wurde. Sie konnte das hören, so oft sie mit ihnen zusammenkam. Sie hatte einen Mann, der in Ansehen stand, der in seinem Berufe die schönsten Erfolge aufwies, einen soliden Mann, der außer in An gelegenheiten der eignen Fortbildung abends nie von zuhause ging, einen braven Mann, der seine Frau freundlich und gleichmäßig behandelte, der an ihr nicht die in der Schule erworbenen übeln Launen ausließ.

„So gut hat's nicht jede!“ sagten die Nachbarinnen, wenn sie im kleinen Garten mit der alten Frau Bäumlein plauderten, während die junge Frau schweigend zuhörte.

Und dann das hübsche Kind mit den blonden Locken und den hellen Augen, das so aufgeweckt und so klug war und mit drei Jahren schon richtig sprach. „Nicht nur so obenhin,“ rühmte Mutter Bäumlein, „der Vater lehrt es nach einer besondern Weise. Es ist eine Lust, zuzuhören, wie der Bub alles so rasch begreift.“

„Ja, aus dem wird einmal etwas,“ nickte eine der Frauen der Anne Marie freundlich zu. „Das junge Frauchen hat allen Grund, zufrieden zu sein.“

Aber sie gehören ja nicht mir, der Mann nicht und das Kind nicht! rief es schmerzlich in Anne Marie. „Ein Herz und eine Seele!“ Sie konnte die Worte seit ihrem Hochzeitstage nicht los werden. Wie sehnste sie sich noch immer darnach, in die Seele ihres Mannes, in seine Gedanken einzudringen, ihren Geist an dem seinigen reifen zu lassen und ihm auch ihr Eigenstes und Bestes aufzuschließen und zu geben.

Was aber war sie ihm? Sie besorgte seine Mahlzeiten, jah seine Wäsche durch, wischte den Staub von seinen Büchern und Schreibereien, und wachte sorgfältig darüber, daß seine Arbeitsstunden ungestört blieben. Es war nicht, daß Bäumlein ihr nicht das Wort gegönnt hätte; wenn die junge Frau im Anschluß an irgend ein Ereignis der Zeit eine Frage that, so erhielt sie jede Auskunft, und in wohlgelegter, weit ausholender Rede erklärte ihr Mann die Geseze des Luftballons oder die Gründe und Rechte, welche dies und jenes Volk hatte, das andere anzugreifen. — Aber war dies imstande, Beziehungen zwischen seiner und ihrer Seele zu knüpfen? So wenig wie das Buch, das er ihr etwa empfahl, über das er dann aber, wenn sie es eifrig gelesen und mit ihm darüber zu sprechen versuchte, kühl abweisend sagte: „Ich meinte, für dich wäre es ein Buch; ich habe für solche Dinge keine Zeit.“

Und was war sie dem Kinde, das mit all seinen kleinen Anliegen, Freuden und Schmerzen zuerst zur Großmutter eilte, bei der es nach wie vor schlief. Anne Marie hatte noch den einen und andern Versuch gemacht; nun aber war auch bereits der Kleine so weit, daß er schrie: „Ich will bei der Großmutter schlafen!“

„Du kannst ihn ja den ganzen Tag haben,“ hatte ihr Mann getröstet. Indessen auch da konnte die alte Frau, die die Hausgeschäfte gerne der Schwiegertochter überließ und bei ihrem Nähkorb saß, kaum ohne den Knaben sein. „Wo ist mein Bub? Läßt er seine arme Großmutter ganz allein!“ rief sie alsbald. Auf den Spaziergängen gehörte der kleine Junge zumeist dem Vater, der ihm die Namen der Blumen lehrte und der umliegenden Ortschaften, so daß das Kind bald eine Menge erstaunlicher Dinge mit schallender Stimme herzu sagen wußte.

(Fortsetzung folgt).

⇒ Empor! ⇒

Siehst du dort den Adler schweben
Still gemessen seine Bahn?
Kaum ein leises Flügelheben
Kündigt dir sein Leben an.

Aus den Nebeln hin und wieder,
Die das Erdenthal umzieh'n,
Strebt mit schwellendem Gefieder
Er zu reinern Lüften hin.

Also schwebt der Geist des Weisen
Ob der Schaalkheit dieser Welt
Lieblich in harmon'schen Gleisen
Hoch empor zum Sonnenzelt;

Schwebt in schönem Gleichgewichte,
Von nichts Irdischem berührt,
Bis mit heiterm Angesichte
Er der Gottheit Odem spürt.

Dr. A. Zimmermann, Oerlikon.